

Biblischer Auftrag

Christentum und soziale Stadtentwicklung

Sozialraumorientierung, Aktivierung des zivilgesellschaftlichen Engagements und lokale Kooperation – aktuelle Strategien der Sozialen Stadt oder alter Wein in neuen Schläuchen? Beides, sagen Vertreter der Kirchen. Aufsuchende Arbeit in sozialen Brennpunkten ist seit fast 2000 Jahren bekannt: Schon Jesus hat sich gerade an die Menschen gewandt, die am Rande der antiken Gesellschaft standen. Er hat den Kontakt zu ihnen direkt auf Straßen und Plätzen gesucht. Auch das Engagement für das lokale Gemeinwesen hat seine Ursprünge nicht zuletzt in den christlichen Gemeinden. Angesichts der zunehmenden sozialen Probleme in den Städten besinnen sich viele kirchliche Akteure wieder stärker auf diese eigenen Traditionen. Im Verhältnis zwischen Kirche und Stadt gibt es wechselseitige Interessen: Viele Stadtquartiere benötigen verwurzelte Plattformen für ein wiederbelebtes Gemeinwesen, hier bieten sich die Kirchengemeinden an. Andererseits müssen auch die Kirchen ihre Position in einer immer weltlicheren Gesellschaft neu bestimmen, ein stärkerer Bezug zu ihrem räumlichen Umfeld kann dabei helfen. Im Pilotprojekt „Kirche findet Stadt“ werden die Bezüge zwischen christlicher Botschaft und Stadtentwicklung auf mehreren Ebenen diskutiert. Hier kooperieren die evangelische und die katholische Kirche, die Caritas und die Diakonie in neuartiger Weise auf einer bundesweiten Plattform. Ein umfangreiches, wissenschaftlich und praktisch ausgerichtetes Begleitprogramm hilft, systematische Strategien für die kirchliche Gemeinwesenarbeit zu entwickeln und die Akteure zu vernetzen. Auf lokaler Ebene sollen Referenzstandorte – wie Frankfurt am Main, Hof und Stralsund – beispielhaft zeigen, wie ein von den Kirchen entscheidend mitgetragenes soziales Stadtteil- und Gemeinwesenengagement aussehen kann.



Bei gutem Wetter auch draußen: Café in der offenen Lorenzkirche

Gemeindeleben findet nicht nur sonntags statt

„Mitten in Hof, mitten im Leben – mit Gott durch die Zeit“ lautet das Motto der evangelischen Lorenzkirche in Hof, der ältesten Kirche der Stadt. Das von der Diakonie Hochfranken in vier Kirchengemeinden im Landkreis initiierte Projekt „Lebensmittelpunkte“ steht exemplarisch für die Kirche und die Gemeinden als Ort des Stadtteillebens, der offen für alle ist. Im Café der offenen Lorenzkirche in der sozial schwachen Hofer Bahnhofsvorstadt bildet sich Gemeinde- und Stadtteilleben ganz ungeplant bei Kaffee und Kuchen heraus. Jeder bezahlt nur so viel, wie er möchte – so können auch Menschen kommen, die sich das sonst

nicht leisten könnten. Es mischen sich engagierte Gemeindeglieder, Hofer Bürger, Touristen und die Bewohner der Bahnhofsvorstadt, darunter sogar einige Muslime. Davon profitieren alle: Die Kirchengemeinde wird öffentlich wahrgenommen und eine Plattform für Engagement entsteht.

Das Café hat noch einen weiteren sozialen Effekt, indem es für Besucher mit Problemen individuelle und persönliche Hilfsangebote vermittelt. Das kann einfach der Kontakt zu anderen Menschen sein, geistliche Seelsorge oder die passende professionelle Sozialleistung der Diakonie. Die Lorenzkirche ist nicht nur als Gebäude, sondern auch als sozialer Raum ein prominenter Ort der Stadt Hof. Trotzdem gibt es bei manchen Bürgern eine Hemmschwelle, eine Kirche zu betreten. Das offene Café macht die Kirche jedoch für viele spürbar zugänglicher als ein Gottesdienst – Weihnachten vielleicht ausgenommen. Der Stadtteil bildet die Gemeinde – Glauben, soziale Gemeinwesenarbeit und Stadtentwicklung unterstützen sich dabei wechselseitig.

„Soziale Stadt“ sucht Partner – die Caritas ist schon da!

Frankfurt-Unterliederbach ist nicht nur räumlich weit von „Mainhattan“ entfernt. Der Stadtteil der „kleinen Leute“ ist eine andere Welt. Ein Hochhausriegel des sozialen Wohnungsbaus als Lärmschutzbebauung entlang der Autobahn A66, ansonsten eine grüne, fast dörfliche Vorort-Idylle. An der Straße mit dem Namen „Engelsruhe“ liegen einfache Siedlungshäuser der



Kleiderladen der Caritas

1920er- und 1930er-Jahre, Nachkriegszeitenbau, Trinkhalle, Kleingartenkolonie und Kita der Caritas. Auch die katholische St.-Johannes-Apostel-Kirche passt ins Bild: Die schlichten Rechteckformen im Stil der 1960er-Jahre sind mit dem für die Region typischen roten Sandstein verkleidet und wenn der Turm nicht wäre, würde man die Kirche kaum wahrnehmen.

Kommentar

„Kirche findet Stadt“ – Auf die Glaubwürdigkeit kommt es an!

Bis zum Jahr 2030 werden von acht Milliarden Menschen fünf Milliarden in Städten wohnen. Die positiven Verheißungen des Stadtlebens werden auch zukünftig mit massiven Zumutungen verbunden sein. Hier wurzeln die Aufgaben für Kirche in der Stadt. Keine andere Institution hat in unveränderter Art und Weise über Jahrhunderte im Wachsen und Schrumpfen, im Ausweiten und in der Verwandlung der Städte eine solche Aufmerksamkeit für den Ortssinn bewahrt wie die Kirche. Die Dome und Münster, die sich stolz in den Himmel strecken, sind die einzigen Immobilien, die sich als unverfügbare Räume jedweder Kommerzialisierung oder politischen Instrumentalisierung widersetzen. Und dabei blieben sie zugleich immer dem Geist des Ortes, dem Genius Loci, treu. So ist Kirche ein geistlicher Bedeutungsträger für das städtische Gemeinwesen. Sie pflegt gemeinschaftliche Akzente eines friedlichen Miteinanders, auch in der Vielfalt der Religionen. Dafür allerdings braucht sie weiterhin ein klares geistliches Profil und eine überlegte Stellung zu den Veränderungen des Stadtlebens. Sie sollte ihren Ehrgeiz in die glaubwürdige Gestaltung ihrer spezifischen Räume und Gesten, ihrer Zeiten und Angebote setzen und Offenheit und Sensibilität für ihre Umgebung zeigen. „Kirche findet Stadt“ ist Ausdruck einer Marktsituation. Die Kirche agiert mit vielen Partnern zum Wohle der Menschen. Somit ist der erste Beitrag der Kirche für die Stadt, dass sie ihre geistliche Kompetenz pflegt, gleichzeitig ein geschärftes Bewusstsein für den Eigensinn ihres Angebotes entwickelt, sich mit anderen Angeboten vernetzt und damit den Boden bereitet für ihre Ausstrahlungskraft als mutige Hoffnungsträgerin einer Stadt.



Ralf Meister ist Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers und Kuratoriumsmitglied der Nationalen Stadtentwicklungspolitik.

In den 1990ern nahmen die sozialen Gegensätze im Stadtteil zu: Die nahe gelegenen Chemiewerke Höchst bauten Stellen ab und gleichzeitig zogen viele Migranten neu zu. Unterliederbach wurde daraufhin 1999 ins Programm „Soziale Stadt“ aufgenommen. Ohne die Caritas und die Kirchengemeinde hätte das Programm in Unterliederbach sicherlich nicht so schnell Fuß gefasst. „Die Kirchen werden von den Menschen als Instanzen erlebt, die zur Teilhabe aufrufen“, betont Rudolf Fleckenstein, der bei der Caritas Frankfurt für die Soziale Stadt zuständig ist. Auch in Unterliederbach lief hier das vorhandene Engagement für den Stadtteil zusammen, daher war die Übernahme des Quartiersmanagements durch die Caritas ein logischer Schritt. In den fast 13 Programmjahren wurden in Unterliederbach viele

Projekte angestoßen, ein Stadtteilverein, Akteursnetzwerke und ein Nachbarschaftstreff aufgebaut. Nun geht es um die Fortsetzung ohne Städtebaufördermittel. Auch hierfür hat die Caritas schon Ideen: Geschäftsführung und professionelle Hilfe werden auch weiterhin durch die Caritas abgedeckt, um das sich rund um die Kirchengemeinde und die sozialen Einrichtungen sammelnde bürgerschaftliche Engagement zu unterstützen. Verstetigung entsteht hier daraus, dass Kirche und Caritas schon vor der Sozialen Stadt im Quartier verwurzelt waren – und auch nach dem Auslaufen der Städtebauförderung bleiben werden.

Auch wir sind Hansestadt – Kirchen brauchen Ortsbezug

Aufgrund der geringen Mitgliederzahlen haben die Kirchengemeinden in

Ostdeutschland einen schweren Stand. Ganz besonders gilt das für einen Plattenbaustadtteil wie Stralsund-Grünhufe, in dem es vor 1989 kaum kirchliche Traditionen gab. Die evangelische Kirche und die Diakonie mussten hier erst einen vollkommenen neuen Zugang zu den mehrheitlich kirchenfernen Bürgern

gewinnen. Der Neubau der Auferstehungskirche 1989 bis 1991 war gegenüber der bis dahin genutzten Gartenlaube ein großer Schritt. Dieses Kirchengebäude war anfangs fast zu groß und konnte erst durch Projekte wie die offene Jugendarbeit mit Leben gefüllt werden. Die Ausrichtung als „Jugendkirche Stralsund“ passt jedoch ideal zum demografisch jüngsten Stadtteil der Hansestadt. Später kamen Angebote für Familien und die Nachbarschaft sowie vielfältiges Engagement für den Stadtteil hinzu. Auf die Bedürfnisse des Umfelds einzugehen, heißt aber nicht, sich anzupassen oder gar die christliche Botschaft zu verstecken: „Wir bieten hier kein verpacktes Bonbon an, sondern übersetzen das Evangelium in die Sprache der Zeit!“, betont Thomas Nitz vom Kreisdiakonischen Werk. Der Erfolg bestätigt das Konzept, das Nachbarschaftszentrum platzt oft aus allen Nähten. „Die Kirche ist ein völlig selbstverständlicher Treffpunkt im Stadtteil, aber er ist auf keinen Fall beliebig, denn ohne das Kreuz auf dem Dach als festen Orientierungspunkt wäre er für die Anwohner nicht halb so interessant“, sagt Nitz. Auch wenn sich das Kirchengebäude architektonisch mit dem Backsteingotik-Weltkulturerbe der Altstadt nicht messen kann – die aktive, stadtteilbezogene Kirche in Grünhufe zeigt, welche Rolle christliche Ideen in der Stadt noch heute spielen können.



Wo geht man in Grünhufe hin? In die Kirche!